Die Gesellschaft.

Realistische Wochenschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

I. Jahrgang. München, 17. Oktober 1885. Nr. 42.

Bayerns Kammer.

Herr Professor Max Seydel hat im zweiten Bande seines neuen ausgezeichneten Werkes „Bayerisches Staatsrecht" über die rechtliche Stellung des bayerischen Landtags beachtenswerte Auseinandersetzungen gemacht. Den auserwählten politischen — Kapazitäten, die sich auf ihre Mission viel einzubilden pflegen, dürfte es heilsam sein, aus Seydels „Staatsrecht" zu erfahren, daß die Mitglieder des bayerischen Landtags zunächst gar keine Vertreter des Volkes im juristischen Sinne sind. Das Volk als solches ist nur die Gesamtzahl aller Unterthanen und zu einer gemeinsamen Willensbestimmung gegenüber dem herrschenden König rechtlich durchaus nicht organisiert. Ein staatsrechtliches Verhältnis zwischen Volk und Landtag besteht überhaupt nicht. Somit ist der Ausdruck „Volksvertretung", den die zweite Kammer mit Vorliebe auf sich anwendet, juristisch nicht einmal richtig. Der landläufige Ausdruck „Abgeordneten-Mandat" ist staatsrechtlich ebenso falsch. Mögen beide Bezeichnungen auch in der Gesetzessprache vorkommen, sie entstammen nichts destoweniger nur einem politischen, durchaus keinem staatsrechtlichen Gedanken. In diesem politischen Sinne kann zwar der Landtag den sogenannten Volkswillen dem Könige gegenüber zur Aussprache bringen, um dadurch einen Einfluß auf den Willen des Herrschers zur Erreichung eines gesetzgeberischen Zweckes zu gewinnen, allein dieser gesetzgeberische Zweck selbst kann seine Verwirklichung nicht in der rechtlichen Form der Vertretung oder des Mandats finden.

Die Regierungsthätigkeit wird, soweit nicht das Steuerbewilligungsrecht des Landtags — im Wesentlichen dessen einziges materielles Recht! — beschränkend oder hemmend eingreift, ausschließlich von dem Willen des Königs bestimmt. Daß aus dem Steuerbewilligungsrechte des Landtags für denselben kein Recht abgeleitet werden kann, die Führung der Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte seinem Willen irgendwie unterzuordnen, hat die bayerische Verfassungsurkunde mit voller Entschiedenheit zum Ausdruck gebracht. Daher hat der Landtag noch viel weniger das Recht der willkürlichen Steuerverweigerung; denn hiedurch würde die parlamentarische Regierungsform begründet — Bayern ist eine konstitutionelle Monarchie, aber kein parlamentarisch regierter Staat. Der Landtag kann nie einen Willen über den Staat äußern; er kann sich nie in die Thätigkeit der Regierungsgewalt mischen; er kann nur mit den Staatsministern, nie mit andern Behörden unmittelbar verkehren; er kann nie ohne Zustimmung der Staatsregierung Aufrufe oder Erklärungen an das Volk richten, nie Deputationen oder Ueberbringer von Bittschriften zulassen. Er kann nur auf die königliche Ausübung der Staatsgewalt beschränkend oder anregend wirken insoweit, als Verfassung und Gesetz ihn ausdrücklich hiezu berufen. — Dies nach Professor Seydel die rechtliche Stellung und Macht der bayerischen Kammer!

Fritz Hammer

Mache ein Ende!

Von John Henry Mackay.

Deine Wange wird bleich und bleicher,
Deine Stirne an Furchen reicher,
Trüber Dein Blick — ich weiß warum!
Schleichend wechseln die Tage — gemeinsam
Wandeln wir hin sie — und dennoch so einsam,
Jeder für sich, verschlossen und stumm!

Zwischen uns schreitet mit ehernen Mienen
— Schuld aus vergangener Zeit liegt auf ihnen —
Starr und entsetzlich, ein blutlos Gespenst!
Magst Du die Blicke zur Seite wenden,
Magst Du ihm wehren mit bebenden Händen,
Weiß ich doch gut, daß auch Du es kennst!

In unsren Herzen, den ruhlosen, leeren,
Zuckt nur noch einzig ein heißes Begehren:
Daß uns zu trennen sei endlich vergönnt!
Doch was uns hindert zusammenzustehen,
Zwingt uns, dieselben Pfade zu gehen:
Schuld, die nicht Sühnung, nicht Mitleid kennt.

Mache ein Ende! Vernimm meine Klagen,
Ich bin zu schwach, um länger zu tragen,
Was wir begingen in Dunkel und Nacht.
Mache ein Ende! — Willst mich Du verderben?
Mir ist es Gnade! Doch soll ich nicht sterben,
Dann stirb Du selbst — doch zu End' sei's gebracht!

Wahn.

Novellistische Skizze von M. G. Conrad.

(„Monsieur Braxlier" aus „Lutetias Töchter".)

Mit einem lauten Seufzer schob die Gräfin den hübschen Elzevir-Band der Alfred de Musset'schen Schriften auf den venezianischen Mosaiktisch vor dem Ruhebett. Zuvor legte sie jedoch ein elfenbeinernes, mit blauen Vergißmeinnicht bemaltes Lesezeichen ein, denn die Stelle hatte sie so mächtig ergriffen, daß sie zu guter Stunde noch einmal darauf zurückkommen wollte. Es giebt noch immer ein und den andern Satz in der Litteratur, den eine blasierte Gräfin zweimal lesen kann.

Die Stelle aber hatte folgenden Wortlaut:

„Wer eines taufrischen Morgens in der blühenden Kraft seiner Jugend langsamen Schrittes das Haus verlassen hat, während eine angebetete Hand die geheime Thür hinter ihm schloß; wer dahinwandelte ohne Plan und Ziel, die Felder und Wälder betrachtend, oder über einen öffentlichen Platz schritt, ohne zu merken, daß ihn ein alter Bekannter anrief; wer sich an einem einsamen, abgelegenen Ort niedersetzte, um vor sich hinzulachen und zu weinen, scheinbar ohne Grund; wer seine Hände auf sein Gesicht drückte, um das letzte Atom eines gewissen Parfums einzuatmen; wer plötzlich vergaß, was er bis zu dieser Stunde überhaupt auf Erden gethan; wer mit den Bäumen an der Landstraße und mit den Vögeln in der Luft geplaudert hat; wer endlich mitten unter Menschen sich als ein fröhlicher Narr zeigte, dann auf die Kniee niedersank, um Gott im Himmel zu danken: der wird dereinst ohne einen Laut der Klage sterben, denn er hat das Weib besessen, das er liebte."

Die Gräfin machte sofort eine Art persönlicher Nutzanwendung und sagte sich, daß ihr verstorbener Mann nicht im Stande gewesen wäre, diese Musset'sche Empfindungsreihe nachzufühlen. Gott hab' ihn selig! Aber er war doch ein recht trauriges Subjekt, der durchlauchtige Herr Graf. Zunächst war er viel zu hoch in den Jahren für seine junge, feurige Frau; dann litt er mit kurzen Unterbrechungen an einem Gesichtsrheumatismus, der ihm nicht nur die heftigsten Schmerzen verursachte, sondern auch die unangenehmsten Grimassen reißen ließ; ferner hatte er epileptische Anfälle und endlich ging er unter die Morphisten, um bei der Giftspritze Linderung seiner Leiden zu suchen.

Das Zusammenleben mit einem solchen Menschen nennt sich auch Liebe und heiliger Ehestand. Die gräfliche Witwe lachte bitter vor sich hin.

Aber es war weniger moralische Entrüstung, es war vielmehr quälende Langeweile, das nagende Gefühl einer unbefriedigten Existenz, was sie in diesem Augenblicke empfand.

Ausgestreckt auf ihrem schwellend gepolsterten, blauseidenen Kanapee, die Schleppe ihres weißen Peignoirs auf die Seite geschoben, die Spitzen ihrer zierlichen Pantöffelchen mit schmachtenden Rosaschleifen aufwärts gestellt, den brünetten Kopf zurückgeworfen und die zarten, milchig schimmernden Hände unter dem Nacken gekreuzt, — stierte die edle Frau die gemalten Liebesszenen am Plafond ihres Salons an und langweilte sich ganz entsetzlich.

Wie lautete doch die Musset'sche Schilderung? Sie schlug das Buch wieder auf. „Wer eines taufrischen Morgens in der blühenden Kraft seiner Jugend . . . ."

Das ist's: ein Mann in der blühenden Kraft seiner Jugend. Er kann noch in den Zwanzigern, er kann schon in den Dreißigern stehen, aber blühend, kraftstrotzend, liebesfähig und fraglos dem mächtigen Triebe der Natur sich hingebend muß er sein, dabei aber doch nicht ganz ohne Geist und eine tiefere, feine, weltmännische Auffassung des Lebens.

Der Zeiger der Standuhr auf dem Marmorsims des Kamins rückte mit der kalten Regelmäßigkeit der Maschine von Minute zu Minute vor. Wie die Zeit, das Leben, die Gelegenheiten seines Genusses entfliehen!

So lag die Gräfin schon seit zwei Stunden da, verloren in ihre Träumerei. Dann galoppierten ihre Gedanken wieder links und rechts und ihr Herz schlug ins Blaue hinein. Nirgends etwas Festes, was ihrem Liebesbedürfnis ein hohes Ziel, ihrem Leben einen köstlichen Inhalt zu geben vermöchte. Ueberall nur banale Zerstreuung, galantes Larifari, sinnlose und genußarme Vergeudung der Kraft, thörichte Verschleuderung der Sympathieen.

Es war ein grauer, kalter Spätherbsttag. Im Kamine knisterten bleiche Flammen. Eine trübselige Stimmung wehte in dem Zimmer trotz der heiteren Bilder an den Wänden, der fröhlich bunten Vorhänge, der luxuriösen Nippessachen . .

Die Gräfin schließt die Augen, beißt sich in die Unterlippe, wirft sich hin und her, daß das Korsett kracht. Eine grenzenlose Ungeduld, eine Nervosität sondergleichen bemächtigt sich ihres ganzen Wesens . . . .

„Wer eines taufrischen Morgens in der blühenden Kraft seiner Jugend . . . ."

Die Poeten haben gut fabeln. Wer? Das ist die Frage — und wo? die andere. Und der erste Beste, wahllos, wie ihn der Zufall bringt und entführt? Nein, dazu ist man nicht mehr jung und ungewitzigt genug. Die Gräfin hat die Fünfundzwanzig bereits überschritten.

Es schlägt sechs Uhr. Schon vor einer Stunde hatte Baptist die Lampe angezündet. Die Gräfin hatte gar nichts davon gemerkt. Jetzt erst fiel ihr auf, daß eine Lampe zu wenig Helligkeit gebe. Sie klingelte dem Diener, daß er sämtliche Flammen des Lüsters anzünde.

Ein paar Minuten später fängt die elektrische Hausglocke an zu bimmeln. Baptist tritt herein und überreicht auf silberner Platte eine Karte.

„Ich empfange heute niemand!" fährt die Gräfin auf.

Sofort verbessert sie ihr erstes Wort: „Jedoch — sehen wir, wer sich meldet. Ah, Monsieur Brazlier? Ein hübscher, verliebter Hansnarr, vielleicht ein wenig zu dumm, aber immerhin ein dankbares Spielzeug für gelangweilte Stunden. Warten Sie, Baptist! Reichen Sie mir den Handspiegel!"

Die Gräfin betrachtete sich mit Wohlgefallen, ordnete einige wilde Löckchen, die ihr auf der Stirne tanzten, strich sich über Brust und Leib, gab ihrer Schleppe ein paar Stöße, um einen malerischen Faltenwurf herauszubringen, dann, in ihrer Lage auf dem Kanapee verharrend, reichte sie den Handspiegel zurück und befahl Baptist, Monsieur Brazlier eintreten zu lassen.

Monsieur Brazlier war eher klein, denn mittelgroß, aber von angenehm proportioniertem Gliederbau. Sein Gesichtsschnitt hatte die fade Regelmäßigkeit, wie man sie gewöhnlich bei den in gewissen Kreisen für schön geltenden Gecken romanischer oder semitischer Abkunft findet. Seine schwarzen Augen waren klein und dabei doch vorquellend,

aber sie hatten einen feuchten Schimmer und jenes magnetische, sinnlich erregende Geflimmer, dem nur geistig stark und vornehm veranlagte Frauen widerstehen können, die andern pflegen sich bis zur Tollheit faszinieren zu lassen. Seine Lippen waren dick, wulstig, rot und verrieten wenig wählerische Instinkte. Die dunklen Haare waren durch die Kunst des Friseurs glänzend gewellt und bildeten über der niedrigen, glatten, nichtssagenden Stirn eine gar kokett berechnete Schlangenlinie, die an den Schläfen in schwungvollem Bogen zurücktrat. Unter der Nase spreizte sich ein eingebildetes Bärtchen. Die Hände waren sorgfältig gepflegt, aber durchaus ausdruckslos. Die kleinen Füße waren in ein so knappes Schuhwerk hineingequält, daß der Hühneraugenoperateur bei Monsieur Brazlier nie über Beschäftigungslosigkeit zu klagen hatte.

Geradezu unübertrefflich war das hübsche Stutzerchen von dem Kleider- und Hemdenmacher bedient. Da saß alles wie angegossen und stets nach der nagelneuesten Mode in Schnitt, Stoff und Farbe. Der absolute Zauber. Nicht das geringste Fältchen störte. Der Hemdkragen schloß exakt am Adamsapfel. Der Rock war um keinen Millimeter zu viel oder zu wenig ausgeschnitten, zu kurz oder zu lang. Summa: ein vollendetes Modekunstwerk. Mit äußerstem Raffinement war das Beinkleid gearbeitet, um der Wade, dem Schenkel und den spezifisch männlichen Vorteilen die günstigste Ausgestaltung zu leihen.

Natürlich mußte ein solches Prachtmannsbildchen den Frauen im allgemeinen sehr gefährlich sein. Auf Grund seiner Erfahrungen war Monsieur Brazlier berechtigt, unerschütterlich an seine Unwiderstehlichkeit zu glauben. Dieser Glaube bildete den vornehmsten Inhalt seiner Seele. Ueberdies hielt sich dieser Weibertugend-Töter ein Geheimbuch, in welches er seine galanten Triumphe getreulich und oft mit cynischer Ausführlichkeit protokollierte. Ganz intimen Freunden gestattete er zuweilen einen Einblick — denn wer kann eine solche Fülle von Glück für sich allein behalten? Gewissenhaft sammelte er die Photographieen seiner Opfer, die Billetsdoux seiner Anbeterinnen; auch hatte er sich eine Kollektion von Haarlocken, Haarbüschelchen, Fingernagelspitzen, Schleifen, Strumpfbändern und andern Trophäen aus seinen ungezählten Feldzügen im Dienste der Venus angelegt. Die Ordnung dieser merkwürdigen Sammelstücke füllte einen großen Teil seines Lebens höchst befriedigend aus.

Die Gräfin kannte er erst seit ganz kurzer Zeit. Natürlich beschloß er sofort, sich nach seiner Façon in sie zu verlieben, falls die Gräfin ihm nicht zuvor käme und sich dem unwiderstehlichen Helden an den Hals würfe.

Letzteres hatte nun die Gräfin noch nicht zu thun geruht. Also mußte er mit einer regelrechten Eroberung den Anfang machen. Den Plan mußte er selbstverständlich nach dem Temperament der Gräfin anlegen und sich nur je nach den besonderen Umständen zweckdienliche Modifikationen vorbehalten. Er hatte nach reiflicher Erwägung als Grundzug festgestellt, diskret, schüchtern, zuckerig vorzugehen, nicht waghalsig, nicht brutal. Das mußte der edlen Frau schmeicheln, ihr Interesse für den zartsinnigen Mann rapid steigern, ihre Vorsicht einschläfern — und das Abenteuer war geglückt.

Der feierliche Augenblick nahte heran. Baptist hob die Portière zurück, drückte sich dienstfertig und unterwürfig auf die Seite und ließ Monsieur Brazlier ins Boudoir der Herrin treten.

Ohne ihre Lage zu verändern, streckte ihm die Gräfin ihre Hand entgegen und lud ihn ein, sich ganz in ihrer Nähe niederzulassen.

„Comtesse, ich störe doch nicht?“ sprach er mit affektiertem Stottern, als ob er den Mund voll Kieselsteinchen hätte.

„Aber ganz und gar nicht. Bin sehr erfreut.“

„Tausend Dank!“ Und mit einem süßen Blick und flötender Intonation: „Comtesse — Comtesse befindet sich doch immer wohl — glückliches, freies Dasein — wünschlos —?“ Dann brach er ab, um die Wirkung dieser grandios tiefsinnigen Mitempfindung abzuwarten und schnitt eine siegesgewiß lächelnde Grimasse, die sagen wollte: „Bin ich nicht ein appetitlicher Tausendsassa? — Greif zu!“

Dann atmete er in gekünstelter Erregung durch die Nase, daß die Nüstern bebten, und bewegte die aufgeworfenen roten Lippen, als ob er Syrup schleckte.

Die Gräfin hatte statt aller Antwort nur ein nervöses Lächeln. Nein, dieses Ge-

plauder war nicht nach ihrem Geschmack. Im Musset'schen Buch pulsierte ein anderes Leben, vibrierten andere Saiten.

Monsieur Brazlier suchte jetzt mit seinem magnetischen Auge ihren Blick festzuhalten. Die Gräfin sah ihn groß und ruhig an. Auch nicht ein Schatten von sinnlichem Begehr lag in dieser plötzlich so gefaßten Frauenmiene.

Monsieur Brazlier zog seine Handschuhe ab, um sich ein Ansehen von provozierender Vertraulichkeit zu geben, die Weiße seiner Hände zu zeigen und den Solitaire am Finger funkeln zu lassen. Die Gräfin folgte diesem Manöver mit ungeheuchelter Gleichgiltigkeit. Je länger sie den schönen Stutzer, den unwiderstehlichen Weiberbezwinger betrachtete, desto abgeschmackter und langweiliger erschien er ihr.

Sie richtete sich auf.

„Mein lieber Monsieur, wie viel Uhr ist es?"

Nun hoffte sie, werde er doch einen Versuch machen, eine feine, geistreiche Antwort, eine originell empfundene Anspielung herauszubringen. Gefehlt! Er zog einen kostbaren amerikanischen Chronometer und lispelte: „Sechs Uhr zweiundzwanzig Minuten, Madame!"

Darauf versagte ihr jede Erwiderung. Sie stand auf, schritt zum Flügel und spielte einige Takte vom Fatinitza-Walzer.

„Charmant! Charmant!" rief sofort Monsieur Brazlier im Timbre des Entzückens.

Die Gräfin achtete nicht darauf. Sie sprang von der Operette ab und intonierte den „Abendstern" von Wagner.

„Charmant! Charmant!" rief in der gleichen Weise, nur einige Nüancen wärmer noch, Monsieur Brazlier.

„Nach Fatinitza finden Sie Tannhäuser in dem nämlichen Atemzug charmant?"

„Mein Gott, ja, aus aufrichtigster Ueberzeugung, Gräfin! Das ist so mein Geschmack. Doch lasse ich mich gern eines Bessern belehren."

Die Gräfin war innerlich wütend über dieses stupide Gerede, doch ließ sie sich nichts anmerken.

Der schöne und in diesem Augenblick höchst geistverschwendend sich dünkende Brazlier fuhr fort:

„Ich bin von allen Wagner'schen Feinheiten erst recht durchdrungen, seit ich den Abendstern von dem Signor Masari singen hörte. Eine Wunderleistung, himmlisch. Sie wissen doch Gräfin, jener Sänger, ebenso berühmt durch seine Kunst wie durch seine Schönheit, seine distinguierten Manieren und — — sein unglaubliches Glück bei den Frauen. Ach, wenn ich ein Weib wäre, Gräfin, diesen Masari müßte ich zu meinen Füßen, in meinen Armen sehen . . . ."

„Geschmackssache," erwiderte die Gräfin ernst; „für Frauen, die auch in der Liebe ihren Appetit in öffentlichen Suppenanstalten zu stillen pflegen, mag dieser gefeierte Allerweltssänger und Allerweltsliebhaber ein köstliches Gericht sein. Ich möchte nichts aus solchen Anstalten und wenn man mir auf königlichem Sèvres servierte . . . ."

Dann spielte sie einen Furioso-Satz aus einem Beethoven'schen Finale und würdigte Monsier Brazlier keines Blickes mehr.

„O Weiber, wer studiert euch aus!" seufzte es in der Seele des so schmählich geschlagenen Helden. „Das Ewigweibliche bleibt selbst für einen so weiberkundigen Mann wie ich das Ewigproblematische. Die Gräfin — wer hätte das gedacht!"

Er verabschiedete sich mit süßlicher Förmlichkeit.

Die Gräfin schlug den Flügel zu, warf sich auf das Ruhebett und brach in bittere Thränen aus.

Auf der Straße noch kaute Monsieur Brazlier an seinem scharfsinnigen Einfall „das Ewigweibliche bleibt das Ewigproblematische" und tröstete sich damit über den erlittenen Durchfall.

Münchener Atelierbesuche.

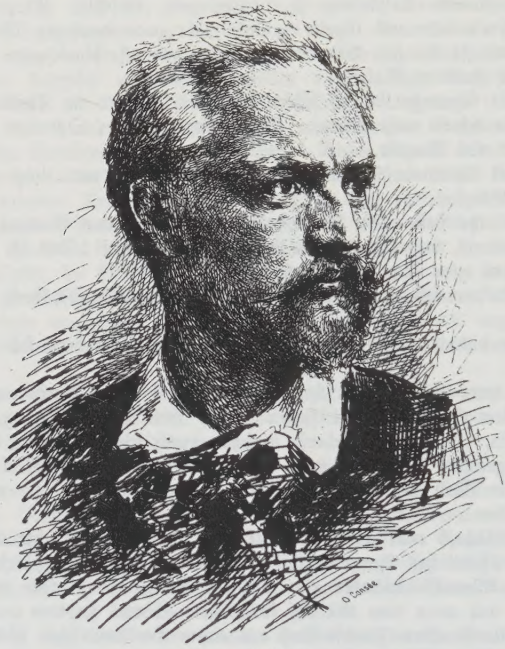
Von

Friedrich Walther.

Erster Besuch.

Frank Kirchbach.

Den Reigen unserer Atelierbesuche möge der Name eines jüngeren Künstlers eröffnen, der seit einiger Zeit sich in München arbeitsam niedergelassen hat. Wir gedenken im Folgenden unsere Schritte überhaupt zunächst nicht zu den alten, längst ansäßigen Meistern zu



Frank Kirchbach.

richten, die aus frühern Jahrzehnten in München emporgewachsen unter uns schaffen, sondern einer aufblühenden jungen Generation zuzuwenden, welche wohl hie und da noch zu kämpfen hat wider den schlimmsten aller Feinde, — man rate, welchen? — Wir wollen Künstler wie Marr, Jacobides, König, v. Hößlin, Holmberg, Treidler, Werner Schuch und manche andere berühmte oder den Ruhm der Zukunft verdienende jüngere und ältere Künstler aufsuchen, wollen sogar nicht vergessen die Malschulen unserer Akademie zu betreten und die alten Meister an ihren Schülern beobachten lernen, um so mehr, als nun endlich auch das neue Akademiegebäude die Holzplanken fallen sieht. Möge auch ein neuer Geist über unsere Kunst kommen — mit ihr auch über unsere heimische Kritik, welche den einen trefflichen, immer neu empfänglichen Friedrich Pecht ausgenommen, nicht gerade eine besondere Weitsichtigkeit für neue Talente und Erscheinungen unserer Münchener Kunst aufweist.

Nicht der schlechtesten Talente eines ist, nach der Ansicht des überwiegenden Teiles der Münchner Künstlerschaft selbst, Frank Kirchbach. Was wir über den Lebensgang dieses

Künstlers (Bruder des Dichters Wolfgang Kirchbach) in Erfahrung haben bringen können, ist im Kurzen folgendes: Er hat zuerst die Akademie zu Dresden besucht, nachdem er zunächst die Schule seines eigenen Vaters, des Akademiedirektors Ernst Kirchbach, genossen. Es scheint ihn aber in Dresden nicht lange geduldet zu haben; er ging nach München, hat die Münchener Akademie durchgemacht und insbesondere die Schule Alexander Wagner's. Als wir den Künstler in seinem Atelier aufsuchten, da sprach er mit einer überzeugten Dankbarkeit über die vortreffliche Schule Alexander Wagner's. Er meinte, daß er nächst seinem Vater dem außerordentlichen Lehrmeistertalent Wagner's Alles verdanke, was er könne und je zu können hoffe. Wir erfuhren, daß er dann noch längere Zeit in Paris gewesen sei, aber er meinte, Paris habe ihn künstlerisch in keiner Weise befriedigt, eine deutsche Kunst müsse auch eine deutsche Technik haben und auf eigenen Füßen stehen. Dagegen habe ein kurzer Aufenthalt in Venedig großen Eindruck auf ihn gemacht. In der That beobachten wir an der Kompositionsweise seiner „Nibelungen" den Einfluß italienischer Meister.

Kirchbach wurde zuerst in weiteren Kreisen bekannt durch seinen „Herzog Christoph der Kämpfer". Es war ein Preisbild der Akademie und wurde vom Kunstverein angekauft. Es war ein außerordentlich solid gemaltes Werk; der Künstler hatte sich rein technisch eine dankbare und auch nicht zu schwere Aufgabe gestellt, da das Bild zudem in den herkömmlichen braunen Münchener Ateliertönen sich bewegte, so schien es dem populären „Kunstkenner" als echt münchnerische Ware und fand demgemäß den konventionellen Beifall der herrschenden Kunstrichtung. In dieser Zeit erschienen auch die Zeichnungen Kirchbach's zu Bulwers „Pompeji", welche von dem reichen Kompositionstalent des jungen Künstlers Zeugnis ablegten, ausgeführt in einer malerischen Zeichentechnik und mit einer frühen Virtuosität. Kirchbach teilt mit anderen Künstlern, welche Kunstväter, -Oheime und -Großonkel, wie er, aufweisen, jene angeborene Fertigkeit und Flottheit des Zeichnens und Sehens, welche andere, tiefangelegte Künstler oft sich sehr mühsam erwerben. Er ist also ganz im ausgesprochenen Sinne ein Talent, bei dem Zeichnen und Malen eine Selbstverständlichkeit ist. Wir sehen aber auch die Gefahren eines solchen Talents an mancher seiner Arbeiten. So vermögen wir uns mit den Zeichnungen zu Bulwer deshalb nur wenig zu befreunden, weil eine solche Flottheit des äußeren Aufzeichnens, geistreichen und schwungvollen Komponierens eine psychologische Durchdringung der gestellten Aufgabe vermissen läßt; Kirchbach zeigt sich in diesen Arbeiten auf dem besten Wege in die leere Aeußerlichkeit eines Tintoretto zu verfallen Eine Reihe schwungvoller, edler, drastischer und auch liebenswürdiger Motive entschädigen kaum für die innere Blutleere und eine gewisse Teilnahmlosigkeit des Herzens, mit der der Künstler diese Gestalten entwarf. In diesem Sinne sind diese Kompositionen recht sehr die deutlichen Abbilder der blutleeren, akademischen, frostigen Dichtergestalten Bulwers selbst. —

Es mußte dem jungen Künstler eine Aufgabe werden, seinen in's Große strebenden Sinn besser zu beweisen. Er erhielt den Auftrag in v. Sarter's „Drachenburg" am Rhein den Nibelungensaal auszuführen. Wie geistreich, sicher, ja genial er sich mit dieser Aufgabe abgefunden hat, das hat der Nestor der Münchener Kunstkritik in der „Allgemeinen Zeitung" schier mit begeisterten Worten ausgesprochen. Pecht bedenkt sich keinen Augenblick, Kirchbach vor Schnorr v. Karolsfeld den Preis zu erteilen. Wir schließen uns diesem Urteil ganz und gar an. Es ist uns, rein äußerlich, außer in Italien, Nichts bekannt, wo schon nur einmal ein Raum so kühn, überzeugend, zugleich poetisch ansprechend ausgenützt wäre wie in den Schwibbogen über den gothischen Fenstern. Dahinein dramatisch hochbelebte Handlungen zu komponieren, ist eine Aufgabe, die einen Michel Angelo und Rubens hätte in Verlegenheit bringen können, und der junge Künstler hat das nur so spielend, wie im Traume, in die verfänglichen Spitzbogen in geistreicher Perspektive hinein gezaubert. Nicht alle Figuren sind im Einzelnen glücklich durchgebildet, es sind auch Verzeichnungen untergelaufen — auf welchem großen Bilde wäre das nicht der Fall — aber Alles ist im großen Stile gedacht und ausgeführt. Der „Streit der Königinnen", das Hauptbild, ist ein dramatisches Meisterstück. So ganz dramatisch, ohne theatralisch zu sein, ist bei den riesigen Dimensionen der Bilder ein moralisches Verdienst seltener Art. Dabei entfaltet der Künstler einen Farbensinn, der nicht minder berauschende Schönheiten als Makart aufweist. Aber

es ist eine freudigere, gesundere, jungfräulichere Farbe, eine Farbe, die sich nicht fürchtet wie die der großen Venetianer und Rubens, denen der Künstler nacheifert, der Sonne und sonnenlichten Natur frisch in's Auge zu sehen, statt in den Lasuren des Atelierslichts die daseinsfreudige Schönheit des Lichtes zu versaucen. So war der Mittelpunkt jenes ganzen Bildes, Chrimhilde mit den Pagen, dem Dom-Inneren, mit Brunhild und dem Teppich der Domstufen eine Farbenvision von vollendeter Schönheit. Nicht Alles war fertig geworden auf diesen Bildern; der Künstler mußte in dreiviertel Jahren fertig machen, wozu drei Jahre eine entsprechende Zeit gewesen wäre; daß er doch in so kurzer Frist die Aufgabe löste und sich in der sichersten und taktvollsten Weise zu helfen wußte, beweist den geborenen Meister, der mit Umsicht seine Mittel verteilt und kennt. Kirchbach scheint so recht zum Maler im großen Stil für große Aufgaben geschaffen.

Wir hatten in diesen Tagen Gelegenheit zu sehen, daß dem Künstler diese großen Aufgaben auch ferner nicht fehlen. Im Norden Münchens steht in einem hügeligen Garten ein riesenhaftes Atelier, in dem ein riesiges Bild seiner Vollendung harrt: „Christus die Schacherer aus dem Tempel treibend". Es hat uns im Interesse der Münchener Kunst überhaupt eine mächtige Freude bereitet, daß innerhalb des Weichbildes des „Münchener Kindls" noch Bilder von solchen Dimensionen geschaffen werden, die allen Pradillas und Géromes an Leinwandumfang Nichts nachgeben. Figuren über Lebensgröße — alle Achtung vor dem Besteller des Bildes, einem Pariser Millionär! Und wir sind erstaunt, als wir Kirchbachs Komposition, die im Laufe eines Jahres fertig werden soll, vor uns sahen. Ein Wurf von einer Kühnheit und Großheit, der Alles hinter sich zu lassen verspricht, was bisher der Künstler schuf. Wir hoffen, er werde den Ehrgeiz haben, zur Ehre der Münchener Kunst und seiner Meister, selbst ein Meister, diesen genialen Entwurf mit der strengsten Redlichkeit, Solidität und realistischen Tüchtigkeit fertig zu machen. Was wir gesehen haben, weist auf eine Vereinigung von großartig schwungvoller, raumgestaltender Komposition mit dramatischer Lebenskraft und realistischer Ausführung hin. Kein Zweifel, daß dies Bild in der Geschichte der Malerei zu München Epoche zu machen verspricht, wenn dem Maler es gelingt, die außerordentliche Aufgabe zu bewältigen. Wie solid der Künstler zu arbeiten versteht, hat uns sein „Ganymed" bewiesen. Es war ein Zeichen des gründlich verbierten allerneuesten Hofbräuhauskunstgeistes, der neuerdings auch unter dem Titel „realistisch" sich einführt, daß man sich daran stieß, ein Adler könne einen Jüngling nicht durch die Lüfte tragen, das sei ja nicht möglich, nicht naturwahr! Also der ganze seichte Rationalismus alter Verstandeskasten, wie ihn einst der „Aufklärichr" vergangener Epochen zum Hohne unserer Schiller und Goethe in die Litteratur brachte.

Es ist höchst merkwürdig! Wir sahen in Kirchbach's Atelier auch noch zwei kleine fertige Bilder für den gleichen Besteller, die jetzt auch im Kunstverein ausgestellt sind. Das Eine stellt einen schalmeienden Faun vor, dem zwei Wasserträgerinnen zuhören. Es ist richtig: Menschen, die Bocksfüße haben, kommen auch nicht in der Natur vor, eben so wenig wie die Adler Jupiters — aber wir stimmen Kirchbach bei, daß diese alte Mythologie ganz und gar noch nicht zum alten Eisen zu stellen ist, sondern gerade zur realistischen Ausführung eine Fülle der ausgiebigsten Motive enthält. Was der Menschengeist einmal geschaffen hat in diesen Fabelgestalten der Griechen, wird der Menschheit nie verloren gehen, denn die tiefsten und sinnigsten Menschheitsideen haben darin dauernde Gestalt gefunden, und der Bildhauer und Maler müßte kein Gestaltenbildner sein, der nicht den unendlichen Reiz dieser Fabelwesen gerade für realistische Ausführung spürte. Geht in die Pinakothek und seht Jordaens prachtvollen Faun in der Bauerstube an und besinnt euch gefälligst, daß Böcklin nicht der Erste war, der diese Wesen malerisch verwertbar fand, sondern Rubens, Jordaens so gut wie die Alten selbst, ohne darum an ihrer Modernität einzubüßen.

Ein Bild Kirchbach's hätten wir beim ersten Blick fast ignoriert. Es sah so licht und sonnig aus, gar nicht so atelierbraun wie unsere meisten Münchener Genrebilder. Der Künstler sah uns mit einer gewissen Resignation über das Bild wegblicken, mit einer Miene wie „Kaviar für's Volk". Aber Etwas zog uns zu dem Bilde zurück. „Meerfahrt." Wir sahen es näher an; im blauen Meere fährt ein Kahn; sonnig umschienen, lenkt es ein neapolitanischer Fährmann; im Grunde des Kahnes ein altrömisches, jugendliches Liebespaar, vorn eine übermütige Lyraspielerin, mit der ein Alter scherzt. Dies Alles im direktesten

Sonnenlichte gesehen, bis in's kleinste Detail ausgeführt, von einer Poesie und Wahrhaftigkeit, wie wir noch Nichts derart gesehen. Bläuliche Reflexe auf dem Fleisch! Ich wollte es nicht glauben. Ein Blick in die Natur überzeugte mich, daß es doch so ist. Ich habe mich immer mehr in das Bild versenkt, das mich zuletzt nicht mehr freiließ. Es ist unterdessen im Kunstverein ausgestellt. Wir sagten, als wir uns von dem Künstler verabschiedeten:

„Herr Kirchbach, wenn Sie dieses Bild ausstellen, wird Mancher der landläufigen Besucher an demselben vorübergehen und denken: so etwas Helles sehe ich mir gar nicht an. Ist nicht münchnerisch! Wer aber stehen bleibt, wer je einen Pinsel in der Hand gehabt, oder als Liebhaber eine Viertelstunde innigsten Genusses haben will, wird Ihnen sagen: Sie haben das schwierigste Problem gelöst, das Ihnen Keiner nachmacht. Sie haben Ihr Meisterwerk geliefert."

Es war uns, als ob der schweigsame geniale Künstler bei diesen Worten erleichtert aufgeatmet hätte. —

An einem Grabe.

Von Ferdinand Avenarius.

Der Frühling lächelte still in's Thal —
Grünen überall! Grünen überall!
Da stand ich vor einem Grabe,
Vor einem blühenden Grabe.
Wie wundersam
Mich's überkam —
Mir war's Du kicherteſt d'raus hervor:
„Hab mich ja nur versteckt, Du Thor!
„Hab Dich ja nur erschreckt!" — —
Du, die ich verloren habe!

Winterkur-Schwindel im schönen Süden.

Zwanglose Skizzen von Kaspar Stecher.

(Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.)

I.

„Angenehmes, mildes Klima, sonnige, windgeschützte Lage, prächtige Umgebung, südliche Vegetation u. s. w. u. s. w.," so lautet gewöhnlich die romantisch gefärbte Reklame, mit der bei Beendigung der Herbstsaison und mit Beginn des rauhen nordischen Winters Schaaren von leidenden Mitmenschen zur Reise nach diesem oder jenem schönen und „bevorzugten" Punkt im Lande, wo die bekannten „Citronen blühen", verleitet werden.

Wer, wie der Verfasser dieser Skizzen, Jahre hindurch das zweifelhafte Glück genoß, ständig in einer der am Südabhang der Alpen gelegenen „vortrefflichen Uebergangsstationen" zu leben und dort Gelegenheit hatte, die Klagen der Zurückkehrenden nicht bloß zu vernehmen, sondern auch deren Berechtigung eingehend zu prüfen, wird unwillkürlich dazu gedrängt, endlich zu Nutz und Frommen der leidenden Mitwelt mit der schlichten Wahrheit vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Es ist wirklich hohe Zeit, daß jener Sorte raffinierter industrieller Fremdenausbeutung in entschiedener Weise entgegen getreten wird, welche ihre Opfer zunächst und zumeist in

den Reihen Schwerleidender und deren Familienangehörigen sucht und überreichlich findet. Wir Deutsche stellen da in der Regel die stärkste Zahl — leider! Könnten wir eine genaue Statistik derjenigen Wertsummen zu Stande bringen, welche in den letzten Jahren nach den zweifelhaftesten „Winterstationen" des „sonnigen Südens" absolut nutzlos verschleppt wurden, so würden wir Ziffergruppen finden, deren Umfang berechtigtes Staunen erregen müßte.

Wer kennt nicht jene, die innigste Teilnahme erregenden Duldergestalten, deren edelste Lebensorgane von unheilbarem Leiden heimgesucht, deren Tage gezählt sind, und deren Kräfte mit dem Beginn und mit dem Fortschreiten der rauhen Jahreszeit in auffälligster Weise schwinden?

Durch die Gunst eines „milden südlichen Klimas" ein schon weit vorgerücktes Leiden zu lindern und den gesunkenen Lebensmut noch ein Mal durch Abwechslung und herrlichen Naturgenuß ein wenig zu heben, erscheint da häufig dem beratenden Arzte sowie den bekümmerten Familienangehörigen des Patienten als humanes Gebot. Die „trefflichst" und „sorgfältigst redigierten" Reisehandbücher oder gar eine, mitunter auch mehrere, der gewöhnlich mit außerordentlicher Pfiffigkeit verfaßten südlichen Reklamebroschüren werden dann zur Hand genommen, und man ist nun schon im Voraus riesig entzückt von den gewiß „nur äußerst segensreichen und recht heilsamen" Einwirkungen der Winterkur im Süden. Armer Patient!

Der mehr oder weniger geheime Herr Medizinal- oder Sanitätsrat, der Herr Professor oder Doktor, welcher als maßgebender Berater in den Vordergrund tritt, kennt im günstigen Falle sogar aus eigener, persönlicher Anschauung den in Vorschlag gebrachten Ort, war vielleicht wiederholt im Frühling, im Sommer oder im Herbste daselbst als Saisontourist auf der Ferien- und Erholungsreise, hat die betreffende Gegend durchstreift auf gemütlichen Bummeltouren, dieselbe nun auch sehr anmutig und schön gefunden, im Uebrigen aber niemals zur Winterszeit wirklich kennen gelernt. Hier aber liegt gerade der Schwerpunkt.

Der Herr Kollega, der in dem betreffenden südlichen Neste wohnt und ganz natürlich Patienten herbeiwünscht und der den deutschen Büchermarkt vielleicht selbst schon mit einem Opus bereichert hat, welches die „enormen Vorzüge" und die „unbestritten günstigen Einwirkungen" des Platzes lärmend herausstreicht, dagegen über die nachteilig und direkt schädlich wirkenden Mängel desselben vor- oder vielmehr nachsichtig hinweggleitet, giebt selbstverständlich in den meisten Fällen die gesuchte „sicherste und unparteiischste" Auskunft.

„Sie sehen, geehrter Herr Kollega, daß wir gegen Norden und gegen Osten durch mächtige Bergmassen gegen die von dort eventuell heranstürmenden scharfen Winde hinreichend gesichert sind; betrachten Sie ferner unsere lokale Vegetation als weitere Bekräftigung meiner bezüglich unserer durchschnittlichen Wintertemperatur gegebenen Berichte und Sie können sicher sein, daß Ihre Patienten hier den denkbar günstigsten Erholungsort finden werden." So äußert sich in der Regel der in einer solchen Winterkurstation des Südens lebende Landsmann und medizinische Berufsgenosse, der vielleicht den Ort und die daselbst sich bietende Fremdenpraxis als seine hauptsächlichste Domäne betrachten muß.

Wehe dem Rücksichtslosen, der es wagt, hie und da ein wenig den Schleier zu lüften, den persönliche Täuschung, geschäftsmäßige Berechnung oder feiger Servilismus gegenüber den dort heimischen Spekulanten nach außen weben. Nicht genug, daß er mit dem Aufgebot aller Zünftler und unter Beihilfe lokalpatriotischer Geldmänner überschrien wird, daß ihm die „großen Männer" des betreffenden, vielleicht noch ziemlich unbedeutenden Nestes ihre volle Ungnade empfinden lassen, sondern auch die im schönen Süden wegen ihrer besonderen Verlogenheit so bedeutende Lokalpresse wird kriegerisch gestimmt und droht dem Vorwitzigen mit allerlei Gewaltthätigkeiten von Seiten der Gekränkten.

Kehren wir zu der vorstehend angeführten „kollegialischen" Auskunft zurück, um dieselbe etwas zu beleuchten, so fallen uns zunächst die „hinreichend sichernden" Berge des betreffenden südlichen Bezirkes auf. Gewöhnlich sind dieselben „klassisch in den Linien," — aber total entwaldet. Man kennt nicht blos in und bei Triest an der „romantischen" Küste des adriatischen Meeres, sondern auch weiter nach Westen, am „schützenden" inneren Südabhange der Alpen sowohl wie auch in ligurischen Küstengegenden jene rasenden, schneidenden Winde, die gerade von den Höhen dieser entwaldeten Berge mit enormer Heftigkeit von Zeit zu Zeit herniedersausen und die gepriesensten Winterkurorte sowie deren Umgebung

mitunter tagelang derartig heimsuchen, daß Gassen, Plätze und Promenaden während dieser Frist wie ausgestorben erscheinen.

Das wird natürlich in den betreffenden Auskünften, Fachschriften und Reklamen zum Besten der in Betracht gelangenden Geldbeutel und zum Schaden der leidenden Mitwelt mit Grazie verschwiegen. Abgesehen von diesen eisigen, durch Mark und Bein dringenden scharfen Luftströmungen, die manches schwach gewordene Lebenslicht zum plötzlichen Verlöschen bringen, bietet der „echt italienische" Winter noch manche andere verhängnisvoll wirkende Unannehmlichkeit, deren Tragweite nur zu sehr unterschätzt wird und dennoch hier Beachtung verdient, wenn man dem lokalen Sanitäts-Geschäftsschwindel ernstlich zu Leibe gehen will.

An sonnigen Tagen erfolgt mit oder kurz nach Sonnenuntergang eine äußerst schnelle und erhebliche Abkühlung der Temperatur, der ein reichlicher und fast alles durchfeuchtender Taufall entspricht. Gesunde wie Kranke müssen sich vor dieser „berechtigten Eigentümlichkeit" italienischer Winterabende besonders dort in Acht nehmen, wo die betreffende Oertlichkeit an größere Wasserflächen grenzt, aus denen das leuchtende Tagesgestirn gewaltige Dunstmassen herauflockte, die dann Abends nicht als leichte Nebelschleier, sondern gleich als ergiebige Taumassen zurückkehren.

Wenn aber gar während des „echt italienischen" Winters der Himmel mit grandioser Ausdauer seine Schleußen öffnet und Tage, ja Wochen hindurch eisige Regenmassen zur Erde niederströmen, wird die Lage für die aus dem Norden gekommenen leidenden Gäste in der Regel noch bedeutend kritischer und gefährlicher.

„Deutsche und Russen frieren bei uns im Winter am meisten!" behauptet mit Recht der einsichtsvolle Italiener. Schlechtschließende Fenster und Thüren, zumeist gar keine, mitunter eine primitive und nur äußerst selten eine halbwegs genügende Heizeinrichtung bilden das stehende Wohnungselend bei unverschämt hohen Mietpreisforderungen. Der vom Norden Gekommene wird, wenn ihn ungünstige Witterung in eine derartig „nette" und „magnifike" Behausung bannt, verzweifelnd in den zumeist gar nicht heizbaren Zimmern auf den feuchtkalten Steinfließen des „gesunden Fußbodens" auf- und abrennen, um sich wenigstens durch anhaltende Bewegung und beschränkte Dauerläufe einige Erwärmung zu schaffen. Beim Vorhandensein eines Kamines wird er bei versuchter Heizung und geringer Virtuosität im Zurichten der feuchten Holzscheite wohl oder übel die Zimmerthüre öffnen müssen, wenn er nicht eine jener Räucherungen durchmachen will, die für das Konservieren von Fleisch- und Wurst-Erzeugnissen wohl ganz ersprießlich, dagegen für menschliche Atmungsorgane unbedingt schädlich sind.

Wo der häusliche Komfort aber nach südlichen Begriffen schon recht groß ist und demgemäß auch gar nicht teuer genug bezahlt werden kann, findet der Leidende vielleicht gar einen jener entzückenden lackierten Blechöfen oder ähnliche infernalische Apparate, deren Heizung die Zimmerwärme unvermutet schnell über 16^0 Reaumur aufsteigen läßt, die Luft in zehrender Weise ausdörrt und somit das Schädliche und Unbehagliche der Situation eher steigert als verringert! Auf jeden Fall kann man aber einen Preis für das Heizungsmaterial zahlen, der der Seltenheit dieses unerhörten Luxus im Süden wundervoll entspricht. Betreffs der inneren Heizung durch kräftige Kost mag des „Säugers Höflichkeit" vorläufig das Schweigen empfehlen.

Wie sehnt sich dann mancher Leidende in die nordische Heimat zurück, wo bessere Heizung, reinere Luft, sowie eine bequemere und vernünftigere Wohnungseinrichtung neben zweckentsprechender Verpflegung bei geringerem Kostenaufwande ihm sich bietet! Allein die weite Reise ist nun einmal gemacht: er sitzt jammernd in der romantisch angestrichenen Falle und harrt verzagt der Dinge, die noch kommen sollen! Vielleicht rafft er seine Kraft und seinen Humor zusammen und fährt ein wenig auf italienischen Eisenbahnen spazieren, nach Mailand, oder Venedig, oder Florenz — und zur Erholung wird er unterwegs von den organisierten Waggonsräuberbanden klassisch ausgeplündert. Doch davon das nächste Mal!

Und dennoch, Weib!

Von Hermann Friedrichs.

(Probe aus der Samlung „Gedichte", Leipzig 1885.)

„Begehr mich nicht!"
So steht's mit Flammenschrift
Auf Deiner Augen dunkelm Grund zu lesen.
„Begehr mich nicht!"
So grub's ein Geisterstift
In Deine Stirn; so spricht Dein ganzes Wesen.

„Laß ab von ihr!"
Raunt's heimlich streng im Flor
Der Blüten, die an Deinem Busen lachen.
„Laß ab von ihr!"
Droht rings ein Geisterchor:
„Dem Rausch der Wonne folgt ein bös Erwachen!"

Und dennoch, Weib!
Mich schreckt kein Droh'n zurück,
Der Liebe Leidenschaft läßt sich nicht halten!
Und dennoch, Weib!
Nur eine Spanne Glück . . . .
Dann mag der Höllenschlund vor mir sich spalten!

Wagneriana.

Von Erich Stahl.

I.

Frau Kosima Wagner hat die nachgelassenen Aufzeichnungen des Meisters gesammelt; jedes Zettelchen, beschrieben von seiner Hand, die kleinste Notiz ist mit liebevollem Interesse zum Mosaik eines Werkchens verwertet worden, das unzweifelhaft zur tieferen Erkenntnis Wagners, zur treffenden Charakteristik seines Genies beitragen wird.

Diese interessante Sammlung führt den Titel „Richard Wagner, Entwürfe, Gedanken, Fragmente." Die ersten, vor einigen Tagen im Druck erschienenen Exemplare wurden nach dem in Wahnfried geheiligten Brauch „den Freunden" gewidmet. Für das große Publikum wird die Schrift nächstens durch die Leipziger Verlagsfirma Breitkopf und Härtel zu beziehen sein. Ursprünglich sollte mit Frau Wagners Willen überhaupt nur der engste Kreis der „Auserwählten" von diesen gesammelten Aufzeichnungen Kenntnis erhalten. Schließlich siegte aber doch die bessere Einsicht, daß Wagner nicht für ein Häuflein Strenggläubiger, sondern für alle Welt und alle Zeiten sein geniales Leben gelebt und seine Werke geschaffen habe, daß folglich auch die weitesten Kreise ein Recht haben, die noch nicht in die „Gesammelten Schriften" des Meisters aufgenommenen Gedankenschnitzel, so bedeutend oder so geringfügig dieselben immer auch sein mögen, kennen zu lernen.

Der erste Teil der Schrift enthält zerstreutes Gedankenmaterial zu einem größeren Aufsatze „Das Künstlertum der Zukunft." Echt wagnerisch ist da z. B. folgende Parallele zwischen Kunst und Staat:

„Die Kunst befaßt sich nur mit dem Vollendeten, — der Staat auch — aber mit der Anmaßung, es als Norm für die Zukunft festzuhalten, die ihm doch nicht gehört, sondern dem Leben, der Unwillkür. Die Kunst ist daher wahr und aufrichtig, — der Staat verwickelt sich in Lügen und Widersprüche, — die Kunst will nicht mehr sein, als sie sein

kann — der Ausdruck der Wahrheit, — der Staat will mehr sein, als er sein kann; — so ist die Kunst ewig, weil sie das Endliche stets getreu und redlich darstellt, — der Staat endlich, weil er den Moment für die Ewigkeit setzen will und in sich daher tot ist, ehe er noch ins Leben tritt." —

Von dem Einflusse und der Macht des Volkes auf dem Gebiete der Dichtkunst schreibt Wagner:

„Die bewußte That des Dichters ist, in dem zur künstlerischen Darstellung erwählten Stoffe die Notwendigkeit seiner Fügung aufzudecken und so der Natur nachzuarbeiten; er möge wählen, welchen Stoff, welchen Vorfall er wolle, — nur in dem Grade wird er in seiner Darstellung ein Kunstwerk liefern, als er die Unwillkürlichkeit, das ist die Notwendigkeit darin erkennt und zur Anschauung bringt. Was daher das Volk, die Natur durch sich selbst produziert, kann erst dem Dichter Stoff werden, durch ihn aber gelangt das Unbewußte in dem Volksprodukte zum Bewußtsein, und er ist es, der dem Volke dieses Bewußtsein mitteilt. In der Kunst also gelangt das unbewußte Leben des Volkes zum Bewußtsein, und zwar deutlicher und bestimmter, als in der Wissenschaft. — Schaffen kann also der Dichter nicht, sondern nur das Volk, oder der Dichter nur insofern, als er die Schöpfung des Volkes begreift und ausspricht, darstellt."

Eine geistvolle Erläuterung findet die Passivität der Tugend und die Aktivität des Lasters in der Weltgeschichte! „Seit dem Eintritt der Geschichte erkennen wir nur einen Hebel der Bewegung, das zum Verbrechen gesteigerte Verlangen der menschlichen Natur: das Laster, das Verbrechen vertritt in sich die Thätigkeit des menschlichen Geschlechtes, in ihm zeigt sich (in größter Entstellung) einzig die Wahrhaftigkeit der menschlichen Natur. Die Tugend erscheint dagegen als das ungestillte Verlangen, die Entsagung, das Leiden, das Opfer. Nur das Laster sehen wir in der Geschichte produktiv, die Tugend dagegen unmächtig, weil sie blos die Negative des Lasters ist; sie hat keine Thätigkeit, wo die Tugend sich zur Thätigkeit anläßt, wird sie ebenfalls Laster."

Sehr schön ist folgendes Wort:

„Der ganze Lohn des Genies, des vorauseilenden, könnte im günstigsten Fall nur in der Erhebung des Egoismus bestehen. Vergötterung — wir vergöttern nur und beten das an, was uns unverständlich ist; was wir vollkommen verstehen, das lieben wir, erklären wir als Teil von uns, als unseres Gleichen. Dieses wird der Lohn des individuellen Genies der Zukunft sein."

Als revolutionärer Idealist giebt er sich in seiner Apotheose der Freiheit. So lautet eine Aufzeichnung:

„Wenn mir die Erde übergeben würde, um auf ihr die menschliche Gesellschaft zu ihrem Glücke zu organisieren, so könnte ich nichts Anderes thun, als ihr vollste Freiheit geben, sich selbst zu organisieren: diese Freiheit erstünde von selbst aus der Zerstörung alles dessen, was ihr entgegensteht." Und weiter heißt es: „Je selbständiger und freier, desto stärker die Liebe: man vergleiche die Mutterliebe einer Löwin mit der einer Kuh, die Gattenliebe der Wölfe mit der der Schafe u. s. w." „Der griechische Apollon war der Gott der schönen Menschen: Jesus der Gott aller Menschen: machen wir nun alle Menschen schön durch die Freiheit." — Freiheit und immer wieder Freiheit scheint aus den Zeilen zu tönen; für Wagner ist „Freiheit die Auflösung der Idee in das Sein".

Der Jude von Cäsarea.

Nachgelassener Roman von Martin Schleich.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der egyptische Abt Lucius berechnet den Wert der täglichen Arbeit eines Mönches seiner Zeit auf zwei gute Groschen. Einbaumer war, wie alle Fischer und Schiffer, ein Ehrenmann und machte, auch wenn er den Armen wirklich etwas gegeben haben

sollte, gewiß kein schlechtes Geschäft. Der Einsiedler half die Materialien an Ort und Stelle schaffen, sagte dem Bringer Dank und zog sich auf die Spitze seines Horstes zurück, um die Rolle zu öffnen.

Zuvörderst fehlte der Titel. Auch war die erste und die letzte Seite mehrfach beschmutzt und gerötet, so daß er anfangs erschrak, in der Meinung, es sei Märtyrerblut. Bei näherer Betrachtung schien ihm jedoch, als seien es Weinflecken. Mit Mühe entzifferte er den Text, der ungefähr so anfing:

Möcht' von den Atriden singen
Möcht' von Kadmus singen,
Hab' aber in den Saiten
Nichts als Liebe, Liebe, Liebe.

Der Jüngling traute seinen Augen kaum, las noch einmal und fragte sich erstaunt, was denn das für ein Prophet sein müsse? Umblätternd fand er auf der andern Seite eine Ode „an den Spatzen der Lesbia" in's Griechische übersetzt:

Spatz, meines Liebchens Freud',
Mit dem sie spielt, den sie im Busen hält,
Dem sie die Fingerspitze giebt,
Von dem sie gern sich beißen läßt u. s. f.

Läppisches, profanes Heidenzeug. Wahrscheinlich das Hilfsbuch irgend eines Sängers oder Spaßmachers, eines sogenannten Deipnosophisten, wie man sie zu Gastmählern beizuziehen pflegte, um die Stimmung der Trinkenden zu erhöhen oder die Orgien einzuleiten. Bei den Armen, in Kerkern, an Sterbebetten fand das Christentum leicht Zutritt. Aber aus lustigen Gesellschaften ließ sich die heidnische Korruption nicht so leicht vertreiben.

Marcian bedauerte den schechten Tausch, den er gemacht, betrachtete und verachtete das Ganze als eine ohnmächtige Arglist des Teufels und schleuderte das Codicill möglichst weit in's Meer hinaus, wo es aber leider nicht sofort unterging, sondern von der boshaften Brandung immer wieder dem Felsen zugespült werden wollte.

Einige Tage darauf, als er eben auf der Westseite des Kegels saß und arbeitete, fühlte er sich plötzlich auf die Schulter geklopft. Der Fischer, dessen Ankunft er gar nicht bemerkt hatte, sah mit dem halben Körper über die Steinwand heraus und grinste ihn lächelnd an. Sein Gesicht war etwas gerötet und die Augen feucht. Marcian stieg sogleich die paar Schritte hinauf und auf der anderen Seite hinunter, wobei er merkte, daß Monoxylos seines Gleichgewichts nicht ganz Herr war, so daß er ihn ein paar Mal halten mußte, wenn er nicht bis zum Landungsplatz oder gar in's Wasser hinabrutschen sollte. Er fand es deshalb auch nicht geraten, den Mann wegen des falschen Propheten zur Rede zu stellen, den er ihm gebracht hatte, sondern half ihm die Lebensmittel auspacken, wobei der Andere die Datteln über Bord fallen ließ, sie aber mit dem Ruder wieder auffischte, unter der Versicherung, Meerwasser sei sehr gut für Früchte, sie hielten sich so besser, man pflege sogar Honig damit zu vermischen.

Väterchen, fing er dann wieder an, indem er sich niederließ und die Schultern des Einsiedlers empfindlich preßte, Du gefällst mir! Deine Frau Mutter möchte ich kennen. Mußt mir nichts übel nehmen, Väterchen, ich trinke für gewöhnlich nur Posca, das ist Essig und Wasser, wie die Soldaten und die armen Bürger überhaupt. Aber siehe da: gestern hatte ich das Glück, zwei große Badschwämme zu finden, die ich nur mit Mühe aus dem Wasser brachte. Kleine giebt's immer; wenn Du einmal einen willst, aber Du brauchst keinen, kann ich Dir dienen. Mit den zwei großen aber fuhr ich nach Joppe, wo sie schnell verkauft waren, und merkwürdig: nimmt unsereiner einmal einen Groschen ein, so ist auch schon Gesellschaft da. Treffe ich da einen alten Jugendfreund, den ich einst im Gefängnis kennen lernte. Ich wollt' schon nach Hause, und er auch, aber bei dem Gewölb am Hafen, die Römerruine heißt man's, gerieten wir an eine Spelunke. Einer wollte den Andern zurückreißen, und Beide fielen wir hinein. Elender Wein, sag' ich Dir, aus einer alten Bocksbaut und mit Terpentin versetzt, aber — damit legte sich der Mann trotz der harten Unterlage zurück und strampelte mit den Beinen — Wein war's doch und was schmeckt armen Leuten nicht!

Marcian hatte seine liebe Sorge und Not, Monoxylos, der, ein Liedchen summend, auch noch einschlief, vor dem Herabkollern zu bewahren und mußte zu diesem Zweck vielleicht zwei Stunden lang neben ihm sitzen bleiben, während welcher Zeit er beschloß, zur Buße für diese Unmäßigkeit, die ein Anderer begangen hatte, den nächsten Tag zu fasten.

Als der Fischer wieder erwachte, war die unanständige Lustigkeit allerdings verschwunden, dagegen zeigte er sich sehr mürrisch und schlecht gelaunt und stieß die helfende Hand des Einsiedlers murrend von sich. Letzterer hob seine fertigen Arbeiten auf, um sie in den Kahn zu werfen, Monoxylos aber schrie ihn an: Was ist das? Was hast Du denn da gemacht? Stricke? Sagte ich Dir nicht: ich will Körbe? Verwünschter Hungerleider, warum machst Du keine Körbe? Wozu füttere ich Dich? Wozu plage ich mich mit dem vielen Hin- und Herrudern? Ich hätte gute Lust, Dir zu Ehren der zwölf Apostel — damit schwang er drohend ein zornig ergriffenes Strickende.

Marcian, anfangs erschrocken, aber schnell gefaßt, warf sein Ziegenfell ab, durch welches ja die Hiebe nicht gegangen wären, und bot, halb knieend den Nacken dar. Der rohe Mensch war verblüfft, beschämt, gerührt. Ich wollte, stotterte er, ich meinte, ich sagte ja nur. Du sollst mehr Körbe machen, oder auch Matten. Nur nicht lauter Stricke. Indeß, gehab Dich wohl — damit schickte er sich an, einzusteigen — und bete für mich. Bete, rief er, wiederholt nach den Rudern greifend, denn mein Rausch ist derart, daß ich fürchte, morgen nicht wohlauf zu sein. Das kommt davon, wenn man — gute Nacht!

Damit stieß er vom Ufer. Der Nachen drehte sich fünf- oder sechsmal, bis er in gerader Richtung fortglitt. Und auch dann fuhr er anfangs nordwärts, gegen die Landzunge, auf der Joppe steht, wo er an den vielen Klippen zerschellen konnte. Marcian winkte und rief aus Leibeskräften, nach dem Dorfe zu weisend, was der kühne Fahrer lange nicht begriff, bis er endlich eine Wendung machte, die ihn der Hütte zubrachte, die wir vielleicht später noch kennen lernen.

Unser Held bedauerte von Herzen, daß ihm die Gelegenheit, eine Unbill zu erleiden und sich eine Staffel in den Himmel zu verdienen, entgangen war. Aber es ist, dachte er, noch nicht aller Tage Abend und der Fischer, dessen Charakter nun offenkundig geworden, konnte ja wieder einmal ein paar schöne Badschwämme finden. Auch machte er sich sogleich daran, seine liegen gebliebenen Werke aufzudrehen und Matten daraus zu flechten, in stiller Dankbarkeit Potamons gedenkend, der ihn diese schöne Kunst gelehrt hatte. Auch ein Körbchen versuchte er, doch war der Bast nicht geeignet, so daß nur ein schlapper Brodsack daraus wurde, in dem sich weder Eier, noch Trauben oder Blumen transportieren ließen.

Monoxylos hatte es übrigens so schlimm nicht gemeint. Der plötzliche Bedarf nach Körben war nur eine von dem schlechten Wein in ihm erzeugte Wahnvorstellung, denn als er nach einigen Tagen wieder kam, fragte er Marcian, warum er statt der Mappen nicht lieber Stricke gemacht habe, in denen er besonders Meister war, und die bereits einen Ruf in der ganzen Gegend hätten. Auch überreichte er ihm mit versöhnender Freundlichkeit einige Melonen und Orangen aus der Gegend von Arimathia, dem heutigen Ramleh, wo sie jetzt noch in besonderer Fülle gedeihen. Ueberdies gab er ihm, zur Unterhaltung, wie er sagte, eine Schildkröte. Jahr aus, Jahr ein, meinte er, sei es ja hier ohne jede Ansprache doch nicht auszuhalten.

Marcian merkte bald, daß die Schildkröte von dem pflanzlichen Teil seines Proviants mehr verzehrte, als er selbst. Insofern war sie ihm willkommen, da sie ihn im Fasten unterstützte. Aber ihr Hin- und Herkriechen, die zierlichen Bewegungen des Kopfes, die klugen Augen, die komisch ernste Physiognomie lenkte seine Aufmerksamkeit so häufig ab, daß er sich nicht mehr vollkommen als Einsiedler fühlte, und den Fischer beim nächsten Besuche bat, die störende Gesellschaft wieder mit fortzunehmen.

So lebte er fort, vielleicht ein Jahr, unter Betrachtung und Arbeit. Nach Behauptung der Mönche — der alten, nicht der neueren, gesellig vereinten — weiß nur derjenige den Genuß der Einsamkeit zu würdigen, der ihn selbst gekostet hat. Die Zeit abzumessen, etwa durch Legung von Steinen oder durch Knoten, wie es seine

Vorbilder in der Wüste machten, fiel ihm nicht ein. An der Mondscheibe, der Tageslänge, an dem Gewölk, das sich segenspendend über die Küste hinzog, erkannte er den Wechsel der Jahreszeiten und die wachsende Dauer seiner Abgeschiedenheit. Nicht geplagt von Versuchungen, dergleichen den Beschreibungen zu folge die lieben Heiligen Gottes häufig auszustehen hatten, verlebte er stillvergnügte, wahrhafte Halcyonentage, wie sie dem Eisvogel (Halcyon) beschieden sein sollen, der in der Weltstille des Ozeans sein Dasein schmerz- und gefahrlos aufzehrt, freilich ohne Verdienst und höhere Befriedigung.

XV.

Eine nasse Begebenheit.

Der Stand des Orion gemahnte unsern Freund eines späten Abends an die Zeit, da er sich, eine männliche Andromeda, freiwillig an diesen Felsen geschmiedet hatte mit der Kraft des Willens und den eisernen Banden einer Idee. Zum zweiten Mal sah er das schöne Sternbild an diesem Fleck. Also ein ganzes Jahr, ohne einen Augenblick der Krankheit, des Neides, der Unzufriedenheit oder gar der Reue. Nur die Furcht, wieder in das Reich der Sünde zurückgeworfen zu werden, hinderte ihn, sich vollkommen glücklich zu fühlen. Immerhin ermaß er den Unterschied zwischen ihm und den treibenden, getriebenen, schiebenden, geschobenen Kindern der Welt. Thränen der Rührung standen auf seinem Antlitz, wenn er hinaus blickte. Ein Unendliches lag vor ihm. Da wo die Sterne aufhörten, begann das Meer, eben so lautlos und doch so vielsagend wie der Himmel. Es schmerzte ihn, das Buch Hiob nicht auswendig zu wissen. Nur beiläufig wußte er einige Stellen aus der Naturbeschreibung, die der Schöpfer selber giebt: „Wer erklärt den Gang der Gestirne, und wer könnte sie einschläfern?"

Die Nacht war gar zu schön. Er stieg nicht hinab in die Einsattlung, wo er sich ein geschütztes Lager zurecht gemacht, sondern blieb auf dem Steine sitzen, um sich, von keiner Sonne geblendet, in die Betrachtung des Alls zu vertiefen. Die heutigen „Positivisten" behaupten, wir brauchten nicht mehr in den Himmel zu kommen, wir seien schon darinnen, denn unser Dunstkreis ist ja ein Stück davon. Mit einem ganz ähnlichen Gedanken, dessen philosophische Natur er glücklicher Weise selbst nicht bemerkte, schlummerte Marcian ein.

Wie sein Wachen, so war auch das Traumleben unseres Helden vom schützenden Geist der Unschuld durchweht. Er hatte keinen jener bedenklichen Siege zu verzeichnen, wie sie sogar anerkannte Heilige oft nächtlicher Weile über den bösen Feind erringen mußten. Dieses Mal hatte er ein doppeltes, oder vielmehr zwei in einander fließende Gesichte. Es erschien ihm der schlafende Jakob, und er sah, wie diesem träumte: Die Engel stiegen auf einer Leiter auf und nieder.

Auf einmal wurde er durch einen Luftdruck geweckt, der ihm einen Teil seiner langen Haare über das Antlitz legte. Er setzte sich auf. Die Sterne waren verschwunden. Das Meer brauste. Aber von den tausend und tausend Funken, die es sonst absetzte, wenn sich die Woge ruhig an dem Felsen brach, war nichts zu sehen. Er fand es geraten, sein Versteck aufzusuchen, wo er halb knieend Psalmenverse rezitierte, die zur Situation paßten, oder auch nicht paßten.

Als er es wagte, einen Augenblick herauszulugen, war Alles schwarz vermummt; unsichtbare Kräfte lärmten und tobten. Welch' ein Gegensatz! Erst milde Luft, bewegter Sternenhimmel, halbe Verzückung und balsamischer Schlaf; jetzt brutale Windstöße, innerer Frost. Seit jener ersten Nacht auf der Arche, wo er noch als Mutterföhnchen die Stimmen der Eltern aus dem Sturmgeheul heraus zu hören glaubte, war ihm nicht mehr so unheimlich zu Mut gewesen. Er zitterte, das Blut strömte ihm so zum Herzen, daß es nur mehr in langsamen, gewaltigen Schlägen zu bewältigen war. Da reichen Psalmen nicht mehr aus, aber außer Stoßseufzern, direkten Hilferufen zum Himmel hat die Seele doch kein weiteres Beruhigungsmittel.

So mochte das Meer zu Perseus Zeiten gestöhnt haben, als es von dem neptunischen Ungeheuer aufgewühlt wurde. Ein Wunder, wenn die zarte Jungfrau nicht schon vor Entsetzen starb, noch ehe der Retter erschien. Doch fort mit so heidnischen Bildern und Fabeln. Marcian flüchtete sich in's Evangelium und dachte an das Schifflein im Sturm, das freilich sicherer war, als ihm jetzt sein Eiland vorkommen wollte.

Ein paar Stunden lang mochten sich die Elemente ohne jeden vernünftigen Grund herumgezankt und geschlagen haben, als es endlich ruhiger, und unerwartet schnell wieder ganz stille wurde. Nur hie und da stieß die Luft noch einen Laut aus, der einer Verwünschung glich, und das knirschende Wasser, das der Zorn noch nicht verlassen hatte, zitterte in allen Tiefen. Da stieg der Mond, gleichsam als beschämendes Beispiel der Ruhe und Gelassenheit empor und der rasch geklärte Himmel lachte über dem Schauplatz wilder Szenen, wie sie, nach frommer Ueberzeugung nur auf dieser unvollkommenen Erde möglich sind.

Marcian atmete wieder leichter, pries den wiedergeschenkten Frieden und suchte sich in die beseligende Stimmung vor dem Gewitter zurückzuversetzen. Freilich hält es schwer, die einmal gestörte Harmonie der Empfindungen wieder herzustellen. Doch ehe eine Stunde vergeht, ist es ihm nahezu gelungen.

Da schlägt ein Laut an sein Ohr. Er horcht auf.

Sicherlich eine Täuschung. Denn es war ihm vorgekommen wie die Stimme eines Kindes. Wo sollte ein Kind herkommen, mitten in der salzigen Flut?

Horch!

Es läßt sich wieder vernehmen. Eindringlicher, gedehnter.

Sirenen giebt's nicht. Oder vielmehr, es mochte zur Heidenzeit welche gegeben haben, aber sie sind ja, gleich den Orakeln und andern Blendwerken des Satans längst verstummt und zerstoben.

Eine Stimme indeß war es, die eines Kindes oder eines Weibes.

Eines Weibes?

Um der ewigen Barmherzigkeit willen, so mißhandelt der Himmel keinen Gerechten, der den besten Willen hat, vollkommen zu werden. Das wäre keine Versuchung mehr, das wäre ein Attentat, für das selbst die Hölle noch gezüchtigt werden müßte.

Ach! tönt es nunmehr artikuliert und vernehmbar, wehe mir! — O Himmel! — Hilfe — ach —!

Nun giebt es keinen Zweifel mehr. Das Unerhörte, das Unmögliche geschieht, ist Thatsache. Marcian, der Ausbund der Sanftmut, ballte die Fäuste. Er wußte nicht, sollte er den Felsen anklagen oder das Meer, die Nacht oder die Sterne. Nur so viel Besinnung blieb ihm noch, daß er sich selbst anstaunen konnte als ein Bild der Verzweiflung. Für das Komische, das so zu sagen in seinem Unglück lag, hatte er natürlich kein Gefühl.

Wehe, tönten nunmehr die Schreie lauter und näher, Hilfe, Hilfe! Höre mich Natur! Wer rettet eine Schiffbrüchige? Ich — versinke.

Eine Schiffbrüchige? In dem furchtbaren Sturm kann ein Schiffbruch vorgekommen sein. Aber wer treibt die Unglückliche vom Gestade hinweg an diese Klippen, wo sie unfehlbar zu Grunde gehen muß?

Muß sie zu Grunde gehen?

Hilfe, tönte es wieder, aber etwas schwächer.

Ich war nackt und ihr habt mich nicht bekleidet, ich war fremd und ihr habt mich nicht beherbergt, wird der schreckliche Richter einst den Verdammten zurufen. Warum nicht auch: Ich war schiffbrüchig und ihr habt mich nicht gerettet?

Schreckliche Zweifel, martervolle Ungewißheit.

Marcian fing an hinabzuklettern an den einzigen Platz, wo ein Landen und Stranden, also auch ein Retten möglich war.

Warum gerade ein weibliches Wesen? Konnte der Himmel seine Nächstenliebe nicht unter der Gestalt eines armen Pilgers, eines Greises, eines hilflosen Kindes auf die Probe stellen? Warum gerade ein Weib mit Sirenenstimme?

Aber seine Wege, denkt er wieder, sind nicht unsere Wege. Werde daraus was

da wolle, ich opfere mich Mit der Hölle aber, wenn sie mir abermals einen Fallstrick legt, will ich kämpfen auf Leben und Tod. Es ist besser, zu sterben und ewig zu leben, als zu leben — als ewig zu sterben — als — er konnte sich die Gegensätze nicht gleich zu Faden schlagen, und ehe ihm das gelang, war er an der zugänglichen Stelle angekommen und sah unfern ein Stück Holz, Brett oder Balken schwimmen. Eigentlich sah er auch ein Wesen, das sich daran klammerte und mit dem Oberkörper über Wasser befand. (Fortsetzung folgt).

Litterarische Kritik.

Der Alchymist. Ein deutscher Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts, von Fritz Lemmermayer. Wien, Hugo Engel.

Wenn wir auch den kulturhistorischen Roman nicht übermäßig schätzen, so ist er doch berechtigt in der Form, in welcher ihn der Verfasser in der Einleitung zum vorliegenden Werke kennzeichnet und dann selbst durchführt. „Es erscheint mir nicht als die Aufgabe des historischen Romans, große, welterschütternde Ereignisse zu veranschaulichen oder geschichtliche Persönlichkeiten leidend und handelnd, bald erhöht, bald erniedrigt zu zeigen; ich suche sie vielmehr darin, frei erfundene und geformte Menschen auf der Basis historischer Zeitverhältnisse in ihren Leidenschaften auftreten zu lassen. Das Kostüm der Zeit, in welcher sich die erdichtete Handlung zuträgt, genau zu kennzeichnen, ihre Farbe schauen zu lassen, die innere historische Wahrheit einer Epoche zu offenbaren u. s. w. — das dünkt mich das Ideal der modernen historischen Epik zu sein, deren charakteristische Form eben der Roman ist."

„Der Alchymist" spielt in einer großen Zeit der Umwälzungen und schildert besonders die Entartung des kirchlichen Lebens, als dessen Schauplatz mit Recht das einflußreiche Köln gewählt ist. Die interessanteste Figur des Romans ist der körperlich verkrüppelte, aber geistig hochbegabte Goldschmiedsgeselle Gabrilein, der um seines herben Schicksals willen viele mephistophelische Züge trägt, in verschiedener Gestalt auftritt, als dämonischer Fiedler, als Verschworner einer frommen reformatorischen Sekte, als Hofnarr des Erzbischofs, und dabei immer ein wahrer Freund seiner Freunde und ein unerbittlicher Rächer seiner Mutter ist. Der Goldschmiedmeister Hanthebrand, der sich von dem schlemmerischen Stiftsherrn Trudo überreden läßt, Alchymist zu werden und Weib und Kind in's Verderben stürzt, tritt unheimlich beleuchtet und wahrhaft abschreckend hervor. Dazwischen erscheint Gar, das Haupt der heimlichen Sekte, als ein in bessere Zukunft weisender Seher und Held. Sein Auftreten bei dem Narrenfest im Dom gehört zu den bedeutensten Szenen des Romans. Die kulturhistorischen Schilderungen, unter welchen die des Hexenprozesses hervorragt, beruhen auf tüchtigen Studien, berühren aber manche Dinge, welche zarte Nerven erschüttern können. Der jugendliche Verfasser geht eben rücksichtslos vor und erinnert so an die naturalistische Schule, zu welcher seine Arbeit trotz des historischen Gewandes viele Beziehungen hat. Wir hoffen, bald wieder von ihm zu hören. „Der Alchymist" ist ein interessantes bedeutendes Werk, das dem Leser Hochachtung vor dem Talent des Verfassers abzwingt. **H. Roller.**

Künstler-Liebe und Leben. Von Adolf Hinrichsen. Leipzig, 1885. Der Verfasser möchte dieses Buch, das „Ihrer Exzellenz Frau Helene von Hülsen in herzlicher Verehrung zugeeignet" ist, offenbar als von einem Novellisten geschrieben betrachtet wissen. Für den aufmerksamen Kritiker ist es jedoch überhaupt nicht geschrieben. Der Verfasser hat von einem gewöhnlichen korrekten Deutsch kaum eine Ahnung, und wenn er sie hat, so verheimlicht er sie sehr geschickt. Es ließen sich Beispiele finden, daß ihm oft sogar der einfache strenge Wortsinn verschlossen ist. Neben dem Mangel an feinem Sprachverständnis will der Mangel jeglichen Sprach- und Kunststils nichts mehr besagen, denn er ist selbstverständlich. Das Buch ist eine Stümperei. Wer Behagen an der Talentlosigkeit hat, vertiefe sich in diese „Künstlerliebe". Einerlei, ob es die Talentlosigkeit eines Naiven oder eines verzweifelten Strebers ist: etwas Jammervolleres als die angeblichen Novellen dieses vorgeblichen Dichters ist uns schon lange nicht mehr vorgekommen. Herr Adolf Hinrichsen hat als Schriftsteller seinen Beruf verfehlt. Das empfindsame Damenpublikum freilich, auf welches es dieser sonderbare Novellist zunächst abgesehen zu haben scheint, und welches sich durch ahnungsvolle Titel und Kapitelüberschriften, durch minnigliche Widmungen und dergleichen angenehm reizen läßt, mag immerhin anderer Meinung sein — die Kritik kehrt sich nicht daran.

Indien. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von H. Meister. Jena, Costenoble, 1885. „Nur, um ein Buch über Indien zu schreiben, möchte ich Musiker sein, damit ich eine Symphonie komponieren könnte, die meinem Buche als Vorrede diente. Die Musik ist die einzige Kunst, die annähernd im Stande ist, das Unbestimmte, das Unendliche der Empfindungen, welche Indien erregt, auszudrücken, ist die einzige Kunst, welche die warme Sinnlichkeit und die Ueberfülle hoher, großer, vielgestaltiger Gedanken, die der Besuch in jenem fernen Lande in uns wachruft, wiedergeben kann . . ." Je nun, es ist dem Florentiner Schriftsteller geglückt, uns auch ohne Musik zu dankbaren Mitwissern und Mitgenießern seiner fabelhaften indischen Reise zu machen. Ein Meister der Sprache und fesselnder Schilderkunst, hat es Mantegazza von Anfang bis zu Ende verstanden, den ganzen gewaltigen Reichtum von Eindrücken und Stimmungen, dessen er teilhaftig geworden, durch den Zauber des Wortes auf uns überströmen zu lassen. Nachdem er das Reinwissenschaftliche ausgeschieden und in vier besonderen Denkschriften verarbeitet, bietet

er uns in vorliegendem, von Fräulein Hulda Meister meisterlich übersetztem Bande (368 Seiten) ein tagebuchartig geführtes Reisewerk, das dem Mann der Wissenschaft, dem Künstler, dem Kaufmann, dem einfachen Touristen wie dem anspruchsvollen Stubenhocker gleich willkommen sein muß. Der auf zwanzig Kapitel verteilte Inhalt ist so reich, daß es uns nicht möglich ist, auf Einzelnes einzugehen. Es ist alles gleich schön, überraschend, interessant, so daß wir nur sagen können: Lest das ganze Buch! Auf eine kleine sprachliche Flüchtigkeit wollen wir die geschätzte Uebersetzerin aufmerksam machen. damit sie dieselbe bei der zweiten Auflage tilge: Fanfulla ist ein romantischer Mannsname, verlangt also den männlichen Artikel und was sonst daraus folgt, wonach die weibliche Behandlung auf S. 21 zu korrigieren!

Briefe einer jungen Frau aus Indien. Von Antonie Herf, geb. Wachter. Stuttgart, K. Krabbe, 1885. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, die Briefe der jungen deutschen Frau mit dem Reisetagbuch des italienischen Professors Mantegazza, das den gleichen Gegenstand und fast zu der nämlichen Zeit behandelt, zu vergleichen. Der sinnige Leser wird seine stille Freude an dem Unterschied der Weltspiegelung in diesen beiden Köpfen und Gemütern haben. Wie ganz anders wirkt der Zauber der Tropenwelt auf die Deutsche wie auf den Italiener! Bleibt der Italiener auch der größere Virtuos im Beobachten und Darstellen, so hat die Deutsche auf ihrer Seite wiederum so viele subjektive Eigenzüge, so anmutende poetische Sonderart im Sehen und Beschreiben, daß sie neben ihrem welschen Rivalen in der Schätzung des unbefangenen Lesers sicherlich nicht zu kurz kommen wird. Wer das „Indien" Mantegazzas kennt, wird mit doppeltem Genuß das „Indien" unserer Landsmännin an seinem Geiste vorüberziehen lassen. Eine so reizende Darbietung wie diese Briefe unserer Orientfahrerin bedarf keiner besonderen Empfehlung.

Ignotus.

Briefe vom Geldmarkt.

Von Karl Goldschmidt.

Berlin, 2. Oktoberwoche.

Die am orientalischen Horizont zusammengeballten Wolken erscheinen noch immer recht unheilverkündend, obschon die Diplomatie das eifrigste Bemühen entfaltet, das darin wohnende Unwetter durch den Blitzableiter des Berliner Vertrages unschädlich zu machen. Ob dies gelingen wird, ist sehr die Frage. Herr von Giers hat sich noch einmal zu dem Fürsten Bismarck begeben und wird mit demselben abermals die Lage und ihre Abhilfemittel beraten. Aber mit diesen diplomatischen Vorgängen halten die Rüstungen Serbiens und Griechenlands gleichen Schritt, woraus sich schließen läßt, daß Serbien von der Gnade der Mächte wenig oder nichts mehr erwartet. Die Nachricht, daß Oesterreich sich nach vielem Widerstreben dazu verstanden habe, seinen Schützling, den König Milan, dem Frieden und den Wünschen seiner beiden Verbündeten zu opfern, ist noch nicht widerlegt worden, scheint also richtig zu sein. Für ebenso glaubhaft gilt auch die Meldung, daß die Gelüste der andern kleinen Leckermäuler, welche sich von dem türkischen Kuchen einen Bissen abbrechen möchten, auf Beschluß der Mächte unbefriedigt bleiben sollen. Um so erklärlicher sind die Rüstungen, die in Serbien sich bereits auf das zweite Aufgebot erstrecken und neuerdings auch in der Türkei mit außerordentlicher Energie betrieben werden.

Auch die Griechen bereiten sich, wie verschiedene Kennzeichen lehren, zum Kampfe ernstlich vor. Die Warnungen Englands vor übereilten Schritten, die Mahnungen zur Selbstbeherrschung und Mäßigung fruchten nichts mehr. Die in dieser Richtung vom Lord Salisbury versuchten Vorstellungen haben keinen Erfolg gehabt.

Zu allen diesen Verwickelungen kommen noch die französischen, den ruhigen Fortbestand der Republik bedrohenden Wahlen! Kurz, die Welt hätte Grund genug, sich dem Pessimismus in die Arme zu werfen. Trotzdem herrscht auf dem Geldmarkt der Reichshauptstadt besonnene Stimmung.

Die Kurse ändern sich, aber die Tendenz der Börse nicht mit ihnen. Durch alle Phasen der jetzigen politischen Konstellation bewahrt der Berliner Platz die Grundanschauung, daß die Welt nicht untergeht, und wenn sie auch mit ihren Kursnotierungen den Bewegungen der auswärtigen Plätze folgt, so läßt sie sich doch nicht bewegen, in größerem Umfange à la baisse zu spekulieren, das trat in diesen Tagen recht deutlich hervor. Die telegraphischen Meldungen schienen eine friedliche Beilegung der bulgarischen Frage in nahe Aussicht zu stellen, über den Widerstand Griechenlands wurde fortgesehen und das Geschäft mit festen Kursen eröffnet. Später kamen Meldungen über türkische Truppenbewegungen und flaue Kurse aus Paris. Die Kurse gingen daraufhin auch hier herunter, aber nicht etwa wegen dringenden Angebots aus dem Platze heraus; vielmehr zeigten sich desto mehr Käufer, je mehr die Kurse nachgaben und die Schreier, welche ihre anfänglichen Verkäufe billig decken wollten, hatten das Nachsehen. Flau waren Serben, welche per Ultimo mit 77, per nächsten Monat aber mit 76 angeboten wurden. Lokalwerte fast geschäftslos, aber trotzdem überwiegend fest.

Es muß schon kurios kommen, bis sich die Reichshauptstadt ihre Besonnenheit und Ruhe in der Beurteilung der Weltlage insoweit rauben läßt, daß auch der Geldmarkt in verhängnisvoller Weise betroffen würde.

Kunst- und Litteratur-Notizen.

„Das humoristische Deutschland." Im Spemann'schen Zeitschriften-Verlag versucht Herr Julius Stettenheim, das vereinigte humoristische Deutschland in den „Sattel zu bringen". Die erste Reitprobe ist humoristisch genug: der Dramatiker Wildenbruch reitet einen naturalistischen Sonntagsnovellisten auf einem Berliner Droschkengaul zweiter Klasse in wirklich ergötzlicher Weise vor; ihm folgen Baumbach, Sacher-Masoch, Heiberg, Schönthan und ein halbes Dutzend anderer litterarischer Zirkus-Berühmtheiten auf allen erdenklichen Gäulen und oft in den spaßhaftesten Gangarten.

Einer machte uns absonderlich Vergnügen: der humoristische Paul Heyse auf einer edlen Nachzucht von Sancho Pansa's gedankenvollem Tier! In schmachtenden Rosa-Trikots und mit einer himmelblauen Nase hopst er unter der Programm-Nummer „Lebensweisheit" u. a. folgenden Vierzeiler vor:

Der eigenen Nase nachzugehn,
Möcht jedermann erlaben;
Nur darin wird die Kunst bestehn,
Eine eigene Nase zu haben.

Rasendes Gelächter auf allen Bänken! Heyse nimmt seine lange Kunstnase ab und verbeugt sich anmutig dankend nach allen Seiten. Köstlich! Wir sehen den ferneren Produktionen dieses wirklich amüsanten „humoristischen Deutschlands" mit Ungeduld entgegen. Preis 1 Mark.

„Die Allgemeine Kunst-Chronik" von Dr. Wilhelm Lauser in Wien feiert in Nr. 40 die erste Wiederkehr des Makart'schen Todestags durch Mitteilung sehr interessanter Studien aus dem reichen Handzeichnungsschatz des Künstlers. Das Ergebnis der Samlungen für ein Makartdenkmal in Wien übersteigt noch nicht 6000 Gulden. Da sollen eben die Kunsthändler, die sich an Makart bereichert haben, tiefer in die Tasche greifen!

Die Redaktion des **„Deutschen Dichterheim"** in Dresden-Striesen erläßt demnächst wieder ihr alljährliches Preisausschreiben für poetische Produktionen und zwar setzt sie 3 Preise von je 100 Mark für eine Ballade, für ein lyrisches Gedicht und für eine poetische Erzählung in gebundener Rede aus. Die für die Preisbewerbung bestimmten Einsendungen haben spätestens bis 10. Dezember d. J. zu erfolgen. Künstler auf dem lyrischen Drahtseil, epische Postkutschenfahrer und romantische Pegasusritter mit einigen Dutzend Ahnen werden in hellen Haufen angerückt kommen, um das poetische Preisfest -- in der Tiefe des Papierkorbs verherrlichen zu helfen. Jungen, zeigt eure Schneid!

Berliner Konzerte. Sarasate wird in diesem Jahre nur einmal in Berlin auftreten, und zwar im ersten Konzert der von Professor Klindworth geleiteten Philharmonischen Gesellschaft. — Herr Professor Joachim gedenkt in seinem ersten Konzert, in welchem Heinrich Vogl aus München mitwirkt, Beethovens A-dur-Sinfonie zur Aufführung zu bringen. Dies erste Konzert der Philharmonischen Gesellschaft findet am 19. Oktober statt. — Anton Rubinstein wird am 20., 23., 27., 31. Oktober, 4., 8. und 11. November einen Cyklus von sieben Konzerten für Klavier allein in der Singakademie veranstalten. Die Konzerte werden im Abonnement (30, 20 und 15 M. für alle sieben Konzerte) stattfinden. — Die russische Vokalkapelle des Herrn Dimitri Slaviansky d'Agréneff wird ihre Konzerte am 22. Oktober im Sale der Philharmonie beginnen.

Die Berliner Philharmonische Gesellschaft hat mit folgenden Künstlern für ihre diesjährigen Konzerte bereits fest abgeschlossen: Vogl, Sarasate, Essipoff, d'Albert, Hermine Spies, Halir, Saint Saëns, Davidoff, Scaria, Arma Senkrah, Gudehus. Mit Marcella Sembrich und Dr. Hans von Bülow, sowie mit den Solisten für die neunte Symphonie schweben die Unterhandlungen noch wegen des Zeitpunktes.

Blumauer-Jubiläum! Hundert Jahre sind's, seit des populären Wiener Witzbold's Alois Blumauer travestierte Aeneis erschien. Die Verlagsbuchhandlung von Moritz Stern in Wien veranstaltet als Jubelgabe eine neue mit biographisch-litterarhistorischer Einleitung versehene, mit Porträt und Bildern geschmückte vollständige Gesamtausgabe der Blumauer'schen Werke in 16 Lieferungen à 20 Kreuzer. Dieselbe wird zum erstenmale den handschriftlichen Nachlaß des einst so gefeierten, auch heute noch vielfach interessanten Autors unverkürzt enthalten. Wir kommen später in einer kritischen Besprechung ausführlicher darauf zurück, sobald das ganze Werk vorliegt.

Xanthippus an einen Berliner Kritiker:

„Scheußliches Wasser!" so schimpfte der Reiher, da konnt' er nicht schwimmen.
Hinz nennt holprig den Vers, den er nicht lesen gelernt.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagshandlung, J. Roth, k. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämtliche in München.